

Mackintosh Effendi



Foto: Privat

Seit 40 Jahren ist der Jemen Tim Mackintosh-Smith zur Heimat geworden. In seinen Übersetzungen und Reisebüchern führt der arabisierte Brite wie ein Zeitreisender durch Geschichte und Gegenwart der arabischen Welt. Und weiß sich dabei in bester Gesellschaft

VON RUBEN SCHENZLE

D

as Bild ist eindrücklich: Im 14. Jahrhundert zieht sich der große arabische Gelehrte Ibn Khaldun in Algerien aufs Land zurück. Im stillen Kämmerlein, in einem von hohen Mauern umfriedeten Dorf, beginnt er seine Gedanken zu sammeln, die später in seine »Muqaddima« – sein sozialhistorisches Monumentalwerk – einfließen.

Er grübelt über den Gang der Welt und entwirft eine Theorie über den Aufstieg und Nieder-

gang von Dynastien: Ibn Khaldun zufolge führt *'asabiyya* – ein arabisches Wort für »Zusammengehörigkeit« oder »Stammessolidarität« – dazu, dass umherziehende Nomadenstämme militärisch erstarken, mit Gewalt die Herrschaft übernehmen und neue Dynastien begründen. Eine randständige Gruppe gelangt so ins Zentrum der Macht und wird sesshaft. Im Laufe von Generationen verliert die Dynastie allerdings an Elan, woraufhin ein neues Herrschergeschlecht, das noch die nomadische Vitalität in sich trägt, an ihre Stelle tritt.

Kaum 700 Jahre später ein ähnliches Bild: Hinter dicken Mauern, in einem der antiken Wohntürme der jemenitischen Hauptstadt Sanaa verschanzt, legt Tim Mackintosh-Smith Hand an sein Geschichtswerk »Arab – 3000 Jahre arabische Geschichte«. Darin verfolgt er unter anderem die These Ibn Khalduns bis in die Gegenwart weiter. Seine Nähe zu ihm spiegelt sich in den Wirren der heutigen Zeit: »Während sich um uns herum Stämme und Dynastien bekriegen, Intrigen schmieden und immer neue Machtkämpfe austragen«, so der in Südarabien heimisch gewordene Brite, »schöpfen wir beide unsere Geschichtsphilosophie aus der unmittelbaren Erfahrung.«

Dabei kann der mittlerweile 60-jährige Tim Mackintosh-Smith auf einen reichen Erfahrungsschatz in den Ländern der arabischen Welt zurückgreifen. Anfang der 1980er Jahre zog es ihn als Student zum Arabischlernen dorthin: »Als ich meinem Lehrer in Oxford von meinem Reiseziel erzählte, schaute der mich nur schräg an«, erinnert er sich. Jemen? Warum er sich kein »angeseheneres« Land ausgesucht habe.

Dabei folgte der junge Student der Klassischen Philologie einer Faszination, die später seinen Ruhm als Schriftsteller begründen sollte. 2011 veröffentlichte *Newsweek* eine Rangliste der zwölf erlesensten Reiseschriftsteller der vergangenen 100 Jahre – darunter Tim Mackintosh-Smith. »Im Jemen ist die Vergangenheit allgegenwärtig«, sagt er über das Land, von dem er sich adoptiert fühlt. Das Arabische verbinde all die Sedimente der Vergangenheit, halte sie zugleich lebendig und mache sie zugänglich. Sein Buch »Yemen – Travels in Dictionary Land« (1997) zeugt von dieser anhaltenden Leidenschaft für die arabische Sprache, in der jedes Wort »eine Sache, ihr Gegenteil oder ein Kamel« bezeichnen kann.

Diese Faszination für den »Orient« und die arabischen Länder ist freilich nichts Außergewöhnliches. Seit jeher beruht unser Bild vom Nahen Osten in erster Linie darauf, was Reisende an Berichten, Erzählungen und Artefakten mit nach Hause brachten. Oder

was Medienschaffende heute an Bildern und Nachrichten produzieren. Dass weite Teile der Welt auf diese Weise nach westlichen Maßstäben kategorisiert und mitunter herabgewürdigt wurden, bildet den Kern der Kritik am »Orientalismus«.

Prägend für solch einen verzerrenden Blick waren unter den Reiseschriftstellern abenteuerlustige Kolonialbeamte wie Richard F. Burton, Wilfred Thesiger, Gertrude Bell oder T. E. Lawrence. Es gab aber auch diejenigen, die wie Edward Lane, Isabelle Eberhardt, Titus Burckhardt oder Muhammad Asad im Zuge ihrer Erkundungen dem westlichen Lebensstil ganz entsagten und sich neu verorteten.

Wer heute sein Interesse auf die Region richtet, muss sich derlei kolonialer beziehungsweise romantischer Tendenzen bewusst sein. Und natürlich ist auch Mackintosh-Smith nicht völlig von dieser Tradition losgelöst. Wie für die meisten »Orientalisten« war exotisierender Orientkitsch der erste Berührungspunkt für den Wahljemeniten: »Die Orientalmalereien an Omas Wohnzimmerwand, im Traum in einem Schuhkarton über Wüstenzeltlager zu fliegen ...« Zum Jemen inspirierten ihn die Berichte Freya Starks aus den 1930er Jahren, die sein Vater im Bücherregal hortete, sowie das Londoner »World of Islam Festival« im Jahr 1976 – dort waren sogar der Geräuschpegel und die Geruchskulisse Teil einer Installation des Suks von Sanaa.

»Ich bin überzeugter Postorientalist«, stellt Mackintosh-Smith heute fest, »der ›Orient‹ ist für mich nicht nur wissenschaftlicher Gegenstand, sondern zur ersten Heimat geworden.« Der »englische Scheich«, wie ihn der Titel eines Dokumentarfilms einmal bezeichnete, lebt, spricht und isst wie die Menschen in seiner Nachbarschaft rund um den Eselmarkt in der Altstadt von Sanaa. Gäste führt er in die Tradition des Qat ein, eine Art leicht berauschender Kautabak, oder lädt zu gekochtem Schafshirn in sein liebstes Restaurant.

Historische Ereignisse hat er unmittelbar miterlebt: Schöne

Das Arabische verbindet all die Sedimente
der Vergangenheit, hält sie zugleich lebendig
und macht sie zugänglich

wie die Wiedervereinigung des geteilten Jemen ebenso wie die schrecklichen – gewaltsame Aufstände bis hin zum transnationalen Krieg. »Die Probleme der Gegenwart können nur dann beigelegt werden, wenn zuvor die Ereignisse der Vergangenheit ausgegraben und untersucht wurden«, formuliert er seine Haltung und fährt fort: »Das vermag niemand außer den Menschen vor Ort selbst.«



Tim Mackintosh-Smith in der Alhambra in Granada.

Seinen britischen Humor und seine Aufgeschlossenheit hat er sich bewahrt. Nach seiner Identität befragt, bezeichnet er sich als »Brite, Engländer, Schotte, Angelsachse, Kelte, Europäer, Indoeuropäer, Jemenit, Bewohner der Arabischen Halbinsel, Araber ...«.

Araber zu sein, so fasst er es in seinem neuen Buch »Arab«, sei keine ethnische Bezeichnung, sondern bedeute vielmehr, Angehöriger einer durch Sprache verbundenen Kulturnation zu sein. Diese Auffassung zieht sich neben Ibn Khalduns eingangs erwähnter Theorie als zweiter roter Faden durch seine Darstellung der Geschichte. Immerzu lässt er dabei die arabische Literatur selbst zu Wort kommen. Und geizt nicht mit Kritik an den dynastischen Verhältnissen, allen voran in den heutigen arabischen Republiken – unterfüttert mit Sprichwörtern und Versen wie diesem hier aus dem 13. Jahrhundert:

In der Charta der Arabischen Liga wird als Araber definiert,

*Wenn Taugenichtse Throne zieren.
sich Herrscheroben umdrapieren.*

*Dann hast du dich der Macht zu beugen.
zu buckeln, nicken, kuschen, kreicheln.*

*Wenn Löwen verschwinden und Affen sich winden –
dann tanze im Takte des Äffchens.*

wer Arabisch spricht und in einem arabischsprachigen Land lebt sowie »wer dem Streben der arabischsprachigen Völker Sympathien entgegenbringt«. Mackintosh-Smith fiele offensichtlich darunter – was ihn in eine Reihe mit zahllosen herausragenden Persönlichkeiten der arabischen Gelehrsamkeit stellt. Unter anderen mit dem großen Reisenden Ibn Battuta. Der mehrbändige Bericht des berberblütigen Maghrebiners aus dem 14. Jahrhundert gilt als ein Klassiker der Weltliteratur. »Vom Niger bis zum Großen Kaiserkanal in China« hat sich Tim Mackintosh-Smith in dessen Fußstapfen begeben.

Beim Reisen gebe man sich stets auch dem Unwägbareren hin, lässt sich auf sein Schicksal ein. Das heißt nicht, sich blind treiben zu lassen, sondern darauf gefasst zu sein, wo immer man ist, einen Platz für sich zu finden. »Ibn Battuta und ich haben viel gemein«, kommt der Kosmopolit ins Schwärmen, »wir haben uns beide mit 21 in den Osten aufgemacht und uns lange dort aufgehalten.« Klar war Ibn Battuta Araber, aber eben auch ein »Westler«, kam er doch aus Marokko, dem westlichsten Zipfel der damals bekannten Welt.

Drei Bände umfasst Tim Mackintosh-Smiths Neuinszenierung des Reiseepos seines Idols, die *BBC* strahlte seine Reportagen in einer dreiteiligen Dokumentation aus. Die amüsante Spurensuche des Postorientalisten lässt die Welt Ibn Battutas wieder auferstehen: »Es ist unbeschreiblich, wie manche Orte nach gut 650 Jahren wie unverändert erscheinen. Das grenzt an Proust, der von Existenzfragmenten spricht, die der Zeit entrückt sind. Gerade beim Reisen erfahren wir, dass die Zeit ein fließendes Element ist.«

Seinen Wohnturm in Sanaa musste Tim Mackintosh-Smith im Sommer 2019 gegen ein Hochhausapartment in Kuala Lumpur tauschen. Zu heftig waren die Gefechte um die Hauptstadt im Jemen. In Malaysia wandelt Mackintosh-Smith wieder in den Spuren vieler arabischer Emigranten vor ihm: Denn die Länder entlang des Indischen Ozeans bildeten für Glücksritter aus Arabien schon immer ihren »Orient«.

Exklusiv: Ein Auszug aus »Arab – 3000 Jahre arabische Geschichte«

Meister des Monsuns: Araber im Indischen Ozean

Der in Marokko geborene Ibn Battūta war wohl der reiselustigste Mensch vor Anbruch des Dampfmaschinenzeitalters. Im 14. Jahrhundert schlug er sich nach Mekka durch und von dort kreuz und quer durch die Alte Welt – vom Niger bis zum Großen Kaiserkanal in China, von der Wolga bis in den Süden Tansanias. Der von unvorhergesehenen Zwischenfällen heimgesuchte, dabei aber stets optimistische Held kann als Odysseus der arabischen Reiseliteratur gelten. »Genetisch« ein Berber, war er kulturell betrachtet durch und durch Araber, erfüllt vom Arabisch des Korans und von der islamischen Rechtswissenschaft, den Blick gerichtet gen Kairo, den intellektuellen, sowie gen Mekka, den spirituellen Pol seiner Welt.

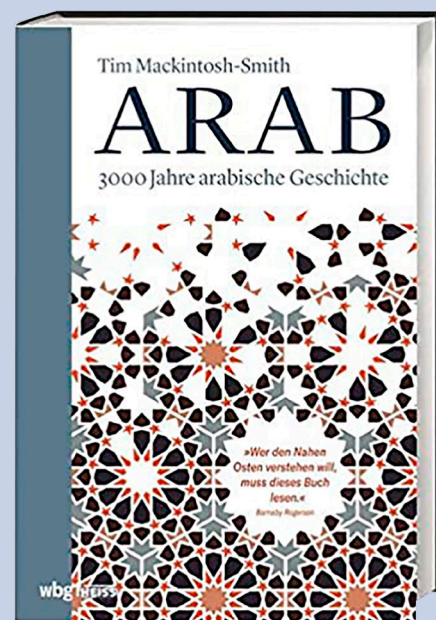
Für seine eigenen Kinder war Ibn Battūta allerdings kein Held. Zwischen Damaskus und den Malediven hinterließ der große Forschungsreisende, der mindestens zehnmal verheiratet war und unzählige Konkubinen hatte, seine Nachkommenschaft. Als er 1341 Delhi verließ, gab er seinen Sohn Ahmed in die Obhut eines Freundes, wobei er später eingestand: »Jetzt weiß ich nicht, was Gott aus beiden hat werden lassen.« Der nachlässige Vater war unermüdlich um gesellschaftlichen Aufstieg bemüht. Und so wählte er unter seinen arabischen Freunden in Indien Ghiyāth al-Dīn zum »Taufpaten«: Urenkel des vorletzten abbasidischen Kalifen in Bagdad und somit ein – in jederlei Hinsicht – entfernter Cousin des mamlukischen Marionettenkalifen in Ägypten. Auch er war wie Ibn Battūta den Avancen des Sultans, die darauf abzielten, Araber nach Delhi zu locken und dadurch seinen Herrschaftsanspruch zu festigen, gefolgt. Aber dazu später mehr. Inwieweit der entfernte Abbaside sich zum Vormund eignete, ist indessen unklar: Zwei volle Seiten widmet Ibn Battūta in seinem Buch dessen Geiz.

Bis heute ist nicht bekannt, was Gott aus Ghiyāth al-Dīn oder dem zurückgelassenen kleinen Ahmed hat werden lassen. Dank glücklicher Umstände wissen wir jedoch, was mit Ghiyāth al-Dīns eigenem Sohn Abdallah geschah: Nahe der Küste im Norden Sumatras fand man seinen Grabstein auf einem alten Königsfriedhof am Ufer des Pasaiflusses. Einst lag dort die Hauptstadt von Samudra-Pasai, dem ersten islamischen Staat auf indonesischem Boden, dem Land, das heute die größte muslimische Bevölkerung weltweit beheimatet. Dort ist der heimatlose Abdallah gestorben. In seinem Grabmal vermengen sich der Prunk eines großen Namens mit dem Pathos des Exils: In arabischen Lettern ist darauf als Todesjahr 809/1406–07 zu lesen, die Ahnen des Verblichenen werden über fünf Generationen aufgeführt, bis zurück zu al-Mustansir, dem Kalifen von Bagdad. In Abdallahs Fall wendete sich offenbar alles zum Guten: Im Nachbargrab ruht die Tochter des Sultans, die mit großer Wahrscheinlichkeit seine Ehefrau war.

Während Abdallah ibn Ghiyāth al-Dīn am Ende wohl sogar eine Prinzessin heiratete, ereilte einen seiner Halbbrüder in der alten Heimat Bagdad ein völlig anderes Schicksal. Bei seiner Rückkehr in die zur Geisterstadt gewordene Metropole erschütterte Ibn

Battūta der Anblick eines bettelnden Imam vor einer Moschee. Wie sich herausstellte, handelte es sich bei dem jungen Mann, der flehentlich um seinen ausstehenden Lohn in Höhe eines mickrigen *dirhams* bat, um den älteren Sohn von Ibn Battūtas abbasidischem Freund in Delhi.

Das gegensätzliche Schicksal der beiden Halbbrüder versinnbildlicht die Erfahrung von Arabern in den nachmongolischen Jahrhunderten: In der alten Heimat herrschte Stillstand, während der Aufbruch in fremde Länder neues Glück versprach. Doch war Indien mit dem heimatlosen Abbasiden von Sumatra nur ein Teil eines größeren Ganzen. Er mag wie ein Einzelfall erscheinen, doch innerhalb eines 12.000 Kilometer weit gespannten Bogens wimmelte es nur so von Hochseevagabunden wie Abdallah. Ihn und seinesgleichen verbindet der arabische Grabstein, der aus Cambay in Indien stammt, einem Hafen im Meeresbusen der nordindischen Westküste. Hier hatten die wohl einflussreichsten Steinmetze aller Zeiten ihre Werkstätten. Aus dem handverlesenen Marmor vor Ort (den sie zuweilen von alten Gebäuden abschlugen, wie die Rückseiten einiger Gedenktafeln offenbaren) stellten die Handwerker von Cambay Grabstelen und -platten sowie andere Denkmäler mit arabischen Inschriften her, die von Ostafrika bis Südostasien im gesamten Indischen Ozean gehandelt wurden.



Arab – 3000 Jahre arabische Geschichte
Tim Mackintosh-Smith
Wbg Theiss, 2021
688 Seiten. 49 Euro
Erschien am 28. April 2021